

«Die Ausbildung muss modularer werden»

Mit der Initiative «Berufsbildung 2030» soll die Berufsbildung für die Zukunft gewappnet werden. Ein wichtiger Punkt: die Digitalisierung. Sabine Seufert, Professorin für Wirtschaftspädagogik an der Universität St. Gallen, sagt: Wir müssen das Ausbildungssystem neu denken.

Interview: **Jacqueline Olivier** Foto: **Hannes Heinzer**

Die Berufsbildung gilt als Erfolgsmodell, wozu braucht es also eine Initiative wie die Berufsbildung 2030? Die Berufsbildung ist ein Erfolgsmodell, das stimmt. Wir haben sehr gute Strukturen und Rahmenbedingungen. Aber: Im Moment finden in der Arbeitswelt enorme Veränderungen statt, geprägt insbesondere durch den technologischen Fortschritt, die fundamentale Auswirkungen haben wird auf die Berufsbilder. Natürlich ist dies kein neues Phänomen, selbst die Digitalisierung ist schon seit einigen Jahren im Gang. Neu ist hingegen die enorme Innovationsdynamik, die wir heute erleben. Zurzeit kommt mit der künstlichen Intelligenz und der Robotik eine zweite Digitalisierungswelle auf uns zu, die grosse Fragen aufwirft. Deshalb wurden im Rahmen der Initiative des Bundes strategische Leitlinien entwickelt, die nun mit Inhalten gefüllt werden müssen.

Die Oxford-Studie von 2013 besagt, dass bis in 25 Jahren gut die Hälfte aller Berufe wegfallen werde. Was ist von diesen Zahlen zu halten? Die Oxford-Studie war die erste zu diesem Thema. Sie hat viel in Bewegung gesetzt, wurde aber auch angezweifelt. Nachfolgende Studien, die mit anderen Methoden arbeiteten, generierten etwas moderatere Zahlen. Sicher ist: In gewissen Branchen finden bereits heute rasante Veränderungen statt, etwa im Bankensektor oder in

der industriellen Produktion – Stichwort Industrie 4.0. Es bleibt nicht viel Zeit, um Berufe so anzupassen, dass man mit dieser Entwicklung Schritt halten kann.

In welchen Bereichen vor allem werden Berufe verschwinden?

Eine solche Prognose ist unheimlich schwierig zu stellen. Vieles wird davon abhängen, wie man die Berufsprofile anpasst. Sicher wird in vielen Bereichen auch stark rationalisiert werden. Berufe müssen aber nicht zwingend wegfallen, wenn es gelingt, ihr Kompetenzprofil vor-ausschauend an die zu erwartenden Veränderungen anzupassen. Zudem werden nicht nur Berufe verschwinden, sondern auch neue entstehen.

Wo zum Beispiel?

Betroffene Branchen sind beispielsweise die Telekommunikation, das Bau- und das Finanzwesen sowie die Maschinenindustrie. Auch die Gesundheitsbranche wird sich durch E-Health oder Pflegeroboter stark verändern. Ein grosses Thema ist ausserdem die Verschiebung des Handels ins Internet. In Deutschland gibt es deshalb seit einem Jahr den neuen Beruf Kaufmann respektive Kauffrau im E-Commerce. Für viele andere Berufe der Zukunft fehlt uns heute aber noch die Fantasie, um sie uns vorzustellen.

Haben wir angesichts des Tempos überhaupt eine Chance, die Berufe rechtzeitig anzupassen?

Einen wichtigen Teil der Lösung sehe ich in der Flexibilisierung und der Individualisierung der Ausbildung. Dabei geht es nicht darum, das System komplett umzukrempeln, wir müssen nur innerhalb des Systems die Organisation von Lernprozessen neu denken. Indem wir mehr Flexibilität schaffen, können wir etwas von dem Druck abbauen, den im Moment sicher viele verspüren.

Wie stellen Sie sich diese Flexibilisierung konkret vor?

Die Ausbildung muss modularer und mehr auf den einzelnen Lernenden zugeschnitten werden, basierend auf persönlichen Portfolios der Lernenden. Darin werden die Kompetenzen, die der Lernende mitbringt, und das Kompetenzprofil, das er erwerben will, erfasst. Dabei bilden vielleicht 70 Prozent der zu erwerbenden Kompetenzen das Basiswissen und -können, die für diesen Beruf unabdingbar sind. Daneben bleibt für den Lernenden Raum, um eigenen Interessen und Neigungen zu folgen. Wobei man auch mit einer breiten Grundbildung beginnen und das genaue Kompetenzprofil erst nach der Hälfte der Ausbildungszeit festlegen könnte. Im Lernprozess unterstützt werden die Lernenden von Lernbegleitern – von Lehrpersonen und Berufsbildnern.

Müssen Berufsfachschulen und Betriebe enger zusammenrücken?

Unbedingt. Heute planen die Lehrpersonen ihren Unterricht im Grunde ausgehend vom Durchschnittsschüler und von der Klasse. Häufig gibt es nur wenige direkte Berührungspunkte mit der Berufspraxis. Wenn sich die Berufe nun so rasch verändern, müssen die Lehrpersonen mitgehen, sonst schafft man diesen Transfer nicht. Wir müssen uns von der starren Organisation der drei physischen Lernorte lösen. Das ist natürlich nicht Aufgabe der einzelnen Lehrperson, sondern der Schule und der Bildungspolitik.

Was muss sich folglich ändern?

Der einzelne Lernende muss ins Zentrum rücken. Idealerweise steht ihm eine sogenannte Personal-Learning-Experience-Plattform zur Verfügung. Über diese können die Inhalte aller Lernorte vernetzt und die gesamte Kursorganisation geplant werden. Die Verantwortlichen aller Lernorte können den Lernenden über diese Plattform unterstützen. Wenn man dann zwischendurch als Gruppe zusammenkommt, entsteht ein intensiver Austausch, man profitiert und lernt voneinander. Das muss aber nicht mehr unbedingt ein Tag pro Woche sein wie heute. Vielleicht trifft man sich nur noch einmal im Monat im Klassenverband – für Zukunftslabors, Workshops und so weiter. In den anderen Wochen gibt es zum Beispiel themenspezifische Seminare oder individuelle Coachings, vielleicht geht die Lehrperson ab und zu in den Betrieb und arbeitet mit den Lernenden vor Ort interaktiv.



Sabine Seufert (52) ist Institutsdirektorin und Professorin für Wirtschaftspädagogik an der Universität St. Gallen. Sie forscht unter anderem zu den Themen innovationsorientiertes Bildungsmanagement und digitale Transformation. Im Auftrag des Staatssekretariats für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) hat sie die Studie «Flexibilisierung der Berufsbildung im Kontext der fortgeschrittenen Digitalisierung» erstellt (www.sbfi.admin.ch/bb2030).

Das klingt nach viel Aufwand für die Lehrpersonen.

Im Grunde geht es um das Ausschöpfen des Potenzials jedes einzelnen Lernenden. Das ist ein ganz zentraler Punkt. Man kann natürlich nicht die Ausbildung derart verändern und am Schluss nach wie vor ein traditionelles Qualifikationsverfahren durchführen. Da wird es sicher ebenfalls Anpassungen brauchen.

Trotzdem muss ein EFZ oder ein EBA eine allgemeine Gültigkeit besitzen, auf der Weiterbildungen aufbauen können.

Für einen EFZ- oder einen EBA-Abschluss ist zwar ein bestimmtes, allgemeingültiges Kompetenzprofil notwendig. In der Berufsbildung und der höheren Berufsbildung könnte man aber sehr gut mit durchgängigen Kompetenzmodellen arbeiten. Und noch ein Punkt scheint mir wichtig: Heute arbeitet man in der Praxis immer mehr in interdisziplinären Teams. Deshalb werden neben den fachlichen auch die überfachlichen Kompetenzen an Bedeutung zunehmen, namentlich die Kompetenz, eigene Vorgehensweisen zu reflektieren.

Was bedeutet dies für das Qualifikationsverfahren?

Das ist ein ganz zentraler Punkt. Man kann natürlich nicht die Ausbildung derart verändern und am Schluss nach wie vor ein traditionelles Qualifikationsverfahren durchführen. Da wird es sicher ebenfalls Anpassungen brauchen.

Trotzdem muss ein EFZ oder ein EBA eine allgemeine Gültigkeit besitzen, auf der Weiterbildungen aufbauen können.

Für einen EFZ- oder einen EBA-Abschluss ist zwar ein bestimmtes, allgemeingültiges Kompetenzprofil notwendig. In der Berufsbildung und der höheren Berufsbildung könnte man aber sehr gut mit durchgängigen Kompetenzmodellen arbeiten. Und noch ein Punkt scheint mir wichtig: Heute arbeitet man in der Praxis immer mehr in interdisziplinären Teams. Deshalb werden neben den fachlichen auch die überfachlichen Kompetenzen an Bedeutung zunehmen, namentlich die Kompetenz, eigene Vorgehensweisen zu reflektieren.

Gleichzeitig wird auch die Spezialisierung immer wichtiger. Das stimmt, aber ich glaube, dass wir uns in Zukunft dank der künstlichen Intelligenz schneller und auf mehr als einem

Gebiet Expertise aneignen können. Und den Grundstein hierfür können wir bereits in der Grundbildung legen. Mit einem guten generalistischen Fundament und dazu den individuellen fachlichen sowie den überfachlichen Kompetenzen sind wir gut gerüstet.

Durch die Digitalisierung werden vor allem einfache, repetitive Arbeiten wegfallen. Werden dadurch leistungsschwache Jugendliche auf der Strecke bleiben?

Das ist eine Frage, die mir Sorgen bereitet. Ich sehe jedoch eine Möglichkeit der Digitalisierung darin, wieder mehr mit den Händen zu arbeiten. Denn ich glaube, dass im Handwerk viele Zukunftsberufe stecken. Wenn man schwächere Jugendliche bei einer handwerklichen Tätigkeit, die ihnen Spass macht, abholt und ihnen abschliessend mit einem individualisierten Unterstützungssystem das nötige technologische Know-how vermitteln würde, wäre dies für sie motivierend. Weil sie sehen, wie sie das Wissen praktisch umsetzen können, und Selbstwirksamkeit erfahren. Den einzelnen Lernenden ins Zentrum zu stellen, ist gerade im Hinblick auf solche Jugendlichen zentral, um sie in unserer sich rasch verändernden Arbeitswelt mitnehmen zu können.

Sie verwenden auch den Begriff eines digitalen Lern-Ökosystems – was muss man sich darunter vorstellen?

Unser Bildungssystem ist grundsätzlich sehr föderalistisch. Um die Potenziale von künstlicher Intelligenz zu nutzen, müssen wir hingegen grossflächiger denken, eben in sogenannten Ökosystemen – ohne das bisherige System zu torpedieren.

Wie weit kann und muss man Entwicklungen steuern und wie einleitet man die Entstehung in Schulen und Betrieben aus eigener Initiative, weil es ein Gebot der Stunde ist?

In der Schweiz lässt man weitgehend den Markt entscheiden. Auch in der Bildungspolitik setzt man mehr auf Emergenz, also auf das, was von innen entsteht. Steuern muss man aber sicher die Rahmenbedingungen, denn ohne eine gewisse Orientierung und gewisse Normen geht es nicht. Für die Umsetzung hingegen braucht es viele Freiräume, weil es in jeder Schule oder in jedem Team Besonderheiten zu berücksichtigen gilt. Die Entwicklung der künstlichen Intelligenz, für die es noch viel Know-how braucht, muss man ebenfalls stark steuern, sonst entsteht ein Flickenteppich. Auch sind rechtliche und ethische Fragen betreffend den Umgang mit Daten zu klären, um den Gefahren der künstlichen Intelligenz vorzubeugen. Im Moment passiert vieles punktuell. Als Nächstes wird es darum gehen, Vorhandenes zu vernetzen und weiterzuentwickeln. Und zwar derart, dass alle Beteiligten mitgehen können, denn nur so wird es letztlich greifen. ■